Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 49

Artikel: Vor hundert Jahren

Autor: Schwarz, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645609

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

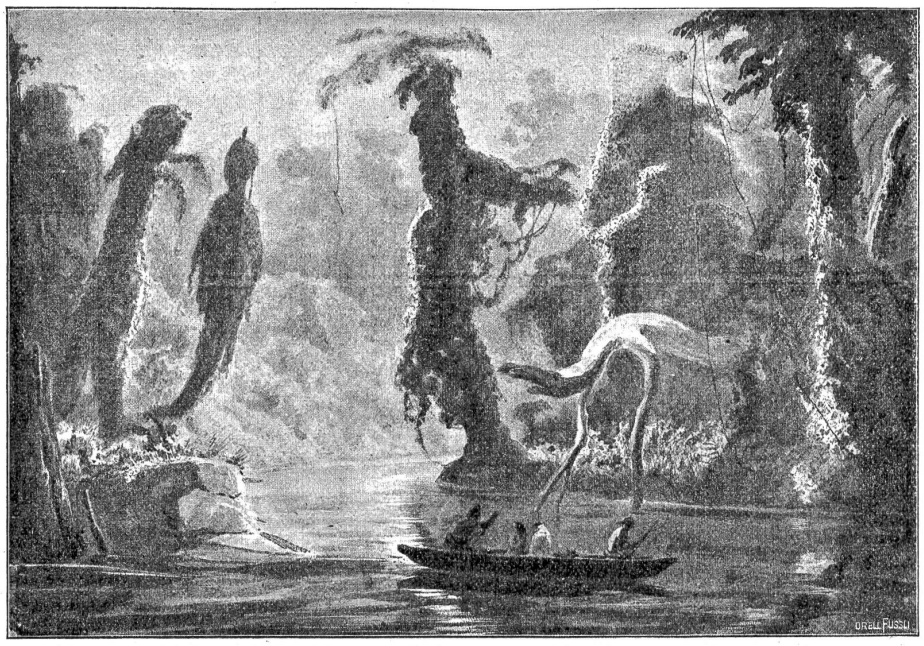
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ihm nicht gegönnt. Bern, das gerade damals die heftigsten politischen Kämpfe durchmachte, hatte wenig Verständnis für eine Indianer-Galerie, die Kurz malen wollte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als eine Stelle als Zeichnungslehrer an der Kantonsschule anzunehmen; man mag sie übrigens dem Manne, der so ganz unbürgerliche Erlebnisse gemacht hatte und für ein damaliges Philologenherz grauenhafte Urteile fällte — „überhaupt waren die alten Griechen nur Indianer!" sprach er einmal —, ungerne genug anvertraut haben. Als er im Jahre 1871 starb, hatte es das Schicksal gewollt, daß der Mann, dessen Sinnen in die weite Welt hinaus gegangen war, zuletzt als ein ziemlich abgeschlossener und verhärmter Mann gelebt hatte. Es besteht ein Selbstbildnis von ihm; er hat sich hier in Jägerkleidung neben einem schönen indianischen Rassepferd gemalt.



Mündung des Cahockiaflusses in den Mississippi.

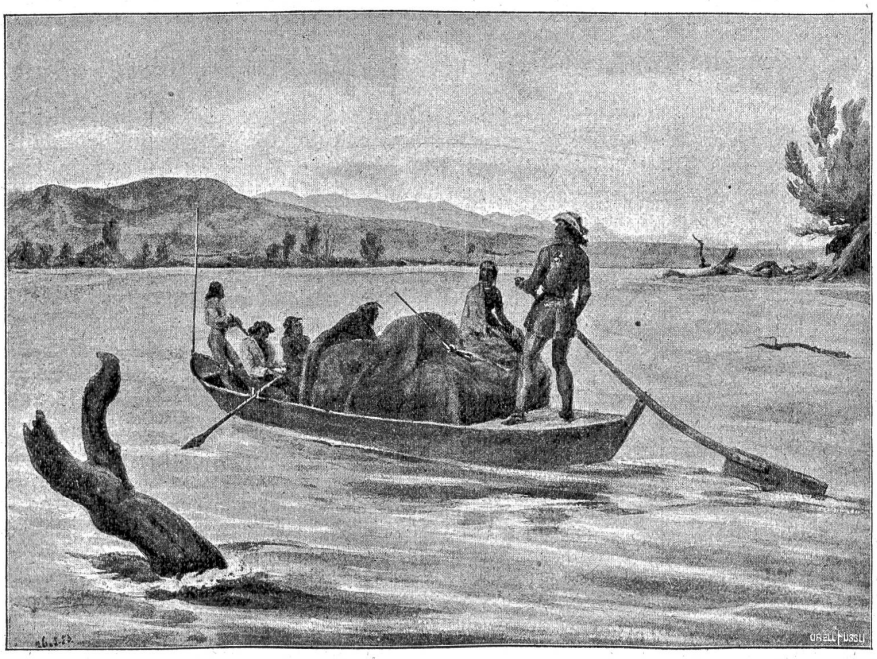
Sein Tagebuch, das nur bruchstückweise herausgegeben wurde, enthält eine Menge guterzählter Abenteuer, steckt aber auch voll feiner ethnographischer Beobachtungen, die eine gründliche Verarbeitung wohl lohnen würden. E. R.

Die Klischees zu vorstehendem Aufsatze stammen aus: „Schweizer Jugendbücher" Bd. II: Friedrich Kurz, Unter den Indianern. (Verlag Orell Füßli, Zürich).

Vor hundert Jahren.

Von Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

Ein sonderbares Zusammentreffen will es, daß auch genau vor hundert Jahren eine Teurung herrschte. Sowohl Ursachen wie allgemeiner Verlauf sind von den heutigen ganz verschieden. Während die heutige Lebensmittelteuerung durch den Krieg erzeugt worden ist, brach kurz auf den Friedensschluß nach Napoleons Sturz in England eine Krise aus, die auf das Festland übergriff und auch die Schweiz in Mitleidenschaft zog. Aber im Gegensatz zu heute waren diese äußern Einwirkungen so schwach, daß sie keine stark spürbaren Erschütterungen erzeugt haben würden, wenn nicht politische Veränderungen im Landesinnern und schließlich ungünstige Witterungsverhältnisse mitgeholfen hätten. Die politische Neuordnung von 1813—15 hatte die bernische Staatskasse stark in Mitleidenschaft gezogen. Der Staat hatte im „Leberberg" eine Anzahl Güter liquidieren müssen und dabei 694,634 Fr. (alter Währung) eingebüßt. Wir müssen dabei in Betracht ziehen, daß die Bilanzsumme des Staates Bern noch in den Zwanziger Jahren kaum 3 Millionen betrug, gegen 23 Millionen heute, so daß heute also ein Verlust von 5—6 Millionen ein gleiches Loch in die Staatskasse machen würde. Die Jahre, welche die Staatskasse mit diesen außerordentlichen Ausgaben belastet hatte, waren kaum vorüber, als die Fehljahre von 1816 und 1817 eintraten. Die Kriegsjahre 1813 bis 1815 hatten die obrigkeitlichen Vorräte der Zehntspeicher und Kornhäuser erschöpft, der endlich geschlossene Friede hatte dazu beigetragen, sich einer gewissen Sorglosigkeit in der Aeufnung der Vorräte hinzugeben, die man vom In- wie vom Auslande her jetzt leicht wieder auf jede gewünschte Höhe zu bringen hoffte. Diese Zuversicht wurde schwer enttäuscht. Die Ursache, die in letzter Linie die Teurung verschuldete, war eine durch schlechtes Wetter verschuldete Mißernte in der Schweiz und in einem großen Teil von Europa. Trotzdem die Witterung dieses Sommers nichts weniger als lobenswert war, hält sie doch den Vergleich mit der von 1816 gut aus. Im Mai 1816 zählte man 25 Regentage — ein sonderbarer Wonnemonat! Nicht besser war



Owen Mackenzie fährt in sein Winterquartier.

der Juni, in dem „die Bienen die Drohnenschlachten schon am 23. begannen, ein Zeichen noch fortdauernder harter Witterung". Der Juli hatte nur 3 ganz heitere Tage! Von Solothurn aus sah man noch bedeutende Flecken Schnee auf dem Weißenstein und in den dortigen Wäldern sproßte noch immer Buchenlaub, wie sonst im Mai. Es schneite dort alle Monate des Jahres. Im August waren 6 heitere Tage, dagegen 21 ausgesprochene Regentage. Nicht besser war der September. Als nun der Oktober in seinen ersten 3 Wochen das schönste Herbstwetter brachte, ließ der Bauer gerne alles, was durch gutes Wetter im Ertrag gesteigert werden konnte, so lang als möglich draußen. So wurde namentlich mit der Kartoffel- und der Haferernte in höhern Lagen nicht pressiert und sogar die höchsten Alpen, auf denen der Schnee bisher noch nicht geschmolzen war, bezogen. Ein ganz ähnlicher, plötzlicher Witterungsumschlag wie heuer machte der Herrlichkeit ein jähes Ende. Um den 20. Oktober 1816 setzte die Kälte ein, der Winter begann sogleich mit eisernem Regiment. Hafer und Kartoffeln wurden vielerorts unter hohe Schneemassen begraben; der November 1816 zählte auch nicht einen einzigen hellen, sonnigen Tag. Erst im Dezember trat wieder Besserung ein und Tauwetter ermöglichte die Kartoffel- und Haferernte. In welchem Zustand diese Feldfrüchte eingebracht wurden, kann man sich kaum denken. Hanf und Flachs konnten an vielen Orten auch erst im Winter eingebracht werden und noch im Januar 1817 wurden Wintersaaten bestellt. „Diese ungewöhnliche Witterung brachte Mißwachs, Mißwachs Mangel, Mangel Teurung, Teurung veranlaßte Wucher und Sperre, diese vermehrte die Not, und alles dieses stürzte ganze Völker in namenloses und unbeschreibliches Elend." Schon im Sommer 1816 stieg der Preis aller Lebensmittel; gegen den Herbst erreichten die Lebensmittelpreise das Doppelte und gegen Ende des Jahres das Drei- und Vierfache der gewöhnlichen Höhe. Die gewöhnlichste Nahrungsfrucht waren damals nicht, wie heute, die Kartoffeln, sondern der Dinkel, „das Korn", wie wir es nennen. Da die Getreidesorten alle fast ohne Ertrag blieben, wurde allgemein Kartoffelmehl mit zum Brotbereiten verwendet. Schon im folgenden Jahre wurden die Kartoffeln in vorher unbekanntem Umfange angebaut und der reiche Ertrag der Ernte des Siebzehnerjahres erlaubte nun auch die Verfütterung an das Vieh, eine vorher ungebräuchliche Verwendungsart. Das Fehlen der Brotfrucht im Herbst 1816 fand aus den angegebenen Gründen leere Zehntspeicher und auf die lebhaft einsetzende Nachfrage in Gegenden, wo zufälligerweise die Ernte besser ausgefallen war, antworteten die Regierungen mit Ausfuhrverboten oder hohen Ausfuhrzöllen. In der Schweiz schlossen sich damals auch die Kantone gegeneinander ab, so daß die Verhältnisse nicht in allen Kantonen gleich waren. Im Kanton Bern stieg der Getreidepreis von 28,75 Fr. auf 74 Fr. (Im Jahre 1826 war er dann wieder auf 16 Fr. gesunken!) Die Lebensmittelpreise werden von Kottmann*) wie folgt angegeben: Korn, das „Mäß" (15 Liter), 3—4 Fr., Roggen (dito) 4—5 Fr., Gerste (dito) 4—5 Fr., Hafer 2 Fr., Erdäpfel, 100 kg, 20 Fr., Erbsen, das Mäß, 4 Fr., Brot, 1 kg, Fr. 1—1.10, Reis, 1 kg, Fr. 1.40, Rindfleisch, 1 kg, 70 Rp., Schaf- und Kalbfleisch 60 Rp., Schweinefleisch, 1 kg Lebendgewicht, Fr. 1.10, Butter und Schmalz Fr. 1.80, Dörrobst, das Mäß, 4 Fr., Eier, das Stück, 8—10 Rp., Bier, die Maß (1½ Liter), 40—50 Rp., Wein, die Maß, vom gemeinsten, 1 Fr., Heu, 100 kg, 80—90 Franken.

Um einen richtigen Begriff der Teurung zu erhalten, müssen wir die Preise der heutigen Geldentwertung entsprechend erhöhen und auch in die heutige Währung umrechnen. Ein alter Franken ist 1.45 Fr. neue (genau 1,4493 Fr.). Die Durchschnittslöhne sind von 2 auf 5 Fr. ungefähr gestiegen und obige Preise müßten demnach um das Drei- bis Vierfache erhöht werden, wenn wir sie in die heutige Welt hineinsetzen wollen. Dann gewinnen diese Zahlen ein anderes Gesicht! Die gegenwärtige Teurung ist denn doch noch nicht so stark, wie die vor hundert Jahren.

(Schluß folgt.)

*) Kottmann, Denkschrift über die Teuerungsjahre 1816 und 17 Solothurn, 1827.

Die Herstellung des Papiers in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Otto Kehrli, Bern.

I.

Es ist nicht immer Freundliches, das man dem Papier nachspricht. Bald ist es der Papiermensch, bald sogar das papierne Jahrhundert, für die das Papier seinen geduldigen Namen hergeben muß. Spricht man aber von den Papieren, die uns ein gutes Recht verbriefen, so reckt man sich schon mit Stolz in die Höhe, um beim Begriff Wertpapier sogar Respekt zu bekommen, wenn man sich dessen Bedeutung vergegenwärtigt.

Haben wir auch täglich, ja viele Menschen stündlich, Papier und wieder Papier vor Augen, wir fragen uns doch selten über das Woher des kleinen Weltbeherrschers. Mit Ehrfurcht greifen wir zum alten Pergament, ohne zu bedenken, daß in der Herstellung des tagtäglichen Zeitungsblattes zum mindesten ebensoviel menschlicher Scharfsinn und Tatkraft verwoben sind. Wie schlimm wäre es um unsern Papierhunger bestellt, wenn nicht geniale Erfindungen es ermöglicht hätten, mit den modernen Anforderungen Schritt zu halten und den Bedarf zu decken! Mit den wachsenden Bedürfnissen des Papierverbrauches entwickelte sich aus den recht bescheidenen Anfängen der alten Papiermühlen eine Großindustrie, die im Wirtschaftsleben ein gewichtiges Wort mitzusprechen hat. Daß auch unsere Schweiz auf diesem Gebiete Hervorragendes und im Geschäftskampf Ebenbürtiges leistet, hat uns die letzte Landesausstellung in Erinnerung gerufen und vielen erst eigentlich zum Bewußtsein gebracht. Das köstliche Papierschnitzel-Fries des Basler Künstlers Burkhard Mangold, das die Geschichte der Papierherstellung und die Verwendung des Papiers veranschaulichte, zog die Aufmerksamkeit auf diesen sonst nicht sehr dankbaren Ausstellungsgegenstand. Gerne ließ man sich belehren, daß die schweizerische Papiermacherei seit Jahrhunderten in hohem Ansehen steht und daß die Wasserzeichen und Marken der alten schweizerischen Papiermühlen je und je guten Namen und Klang hatten.

Die ältesten uns bekannten Kulturen verstanden es, Schreibblätter herzustellen. Jahrhundertelang war der Papyros Alleinbeherrscher des alten Schrifttums. Aus den Schuttrümmern des alten Aegypten wurden Handschriften ausgegraben, die bis ins 18. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen. Die Papierstaude oder Papyros (das Papier verdankt dieser Pflanze den Namen) wächst in den Sümpfen Afrikas und Siziliens und ist eine uralte Nutzpflanze. Man befreite die armdicken Halme des zwei bis drei Meter hohen